

Textvarianten in der Überlieferung des *Iwein* Hartmanns von Aue

Varianz ist relativ. Die Philologie des 19. Jahrhunderts war mehrheitlich der Ansicht, dass die Verschiedenheit der Lesarten als Abweichung von einem Original zu verstehen war, und sie versuchte, unter diesen die jeweils ursprüngliche Textgestalt für die Edition herauszufiltern.¹ Der *Iwein* Hartmanns von Aue war der erste deutsche Text, der von Karl Lachmann und Georg Friedrich Benecke ›kritisch‹ herausgegeben wurde (Benecke/Lachmann 1827), allenfalls mit dem Vorläufer der *Armer Heinrich*-Ausgabe durch die Brüder Grimm, die der Hs. *A* folgt, aber die Lesarten von *Ba* beigibt und kommentiert (Grimm/Grimm 1815; vgl. Fernández Riva/Millet 2022). Lachmann orientierte sich mehrheitlich am Textbestand der seiner Ansicht nach ältesten Handschrift *A*, folgte aber sprachlich und in vielen anderen Details mehrheitlich der etwa gleich alten Handschrift *B*. Zwar war Lachmann selbst noch ein wenig vorsichtig bezüglich seiner Arbeitsmethode, »dafs jede kritik sich bestreben muß in worten und wortformen das ursprüngliche herzustellen, ohne hoffnung vollkommenes gelingens« (Benecke/Lachmann 1827, S. 8). Aber im Hintergrund schwingt die Sicherheit mit, dass meist doch der richtige Text geboten wird (Gärtner 2023). Ähnlich drückte sich auch Emil Henrici in seiner *Iwein*-Ausgabe von 1891 aus: »[die Ausgabe] bietet den text so, wie ihn ein gebildeter leser zu anfang des 13. jahrhunderts als Hartmanns werk kennen lernte [...]. ob aber dies im allgemeinen und in allen einzelnen fällen des dichters eigene arbeit ist, dafür möchte der herausgeber keine bürgschaft übernehmen.« (Henrici 1891/93, S. XXXIX). Trotz aller Bescheidenheitsformeln waren die ersten eineinhalb Jahrhunderte germanistischer Arbeit geprägt vom Anspruch, zuweilen gar von der Sicherheit, durch kritische Auswahl aus den Varianten, also durch Textkonstitution, einen zumindest autornahen Text bieten zu können. Konjekturen, also von Philologen erzeugte, historisch nicht belegte Lesungen, wurden häufiger. Das Leithandschriftenprinzip, nach dem ein bestimmter Textzeuge ediert wird, der als bester oder als am besten geeigneter angesehen gilt, und Eingriffe nur bei Lakunen oder offensichtlichen Fehlern vorgenommen werden, vermochte sich damals nicht durchzusetzen. Dies, obgleich es von Gustav Roethe 1904 für die Reihe Deutsche Texte des Mittelalters eingeführt wurde (Schubert 2023) und in der Romanistik schon seit dem Ende des 19. Jahrhunderts als Standard galt.

1 Zur Frühgeschichte der Textkritik vgl. Lutz-Hensel 1975; Bleuler/Primavesi 2022.

Dieses sichere Vertrauen germanistischer Editoren in ihre Fähigkeit, durch philologische Argumentation bestimmen zu können, welche Variante die ursprüngliche war, begann in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts zu bröckeln. Karl Stackmann (1964) stellte in einem grundlegenden Aufsatz die Gewissheit textkritischer Methoden in Frage, indem er ihre Prämissen offenlegte: Es darf nur einen einzigen Ausgangstext gegeben haben, jeder Abschreiber »darf nur den Text einer einzigen Vorlage wiedergeben« und muss »mit dem Vorsatz gearbeitet haben, den Wortlaut ihrer Quelle getreu wiederzugeben« (ebd., S. 246 f.). Diese Vorannahmen sind jedoch bei den meisten literarischen Texten zumindest nicht nachweisbar, wahrscheinlich oft nicht gegeben. Die Forschung ist immer stärker zu dem Ergebnis gelangt, dass mehr oder weniger bewusste Schreibervariation in vielen Fällen ähnlich wahrscheinlich ist wie die Existenz mehrerer Redaktionen durch den Autor selbst oder in seinem näheren zeitlichen und geographischem Umfeld. Im Zusammenhang mit Helmut Brackerts gründlicher Revision der Handschriftenverhältnisse des *Nibelungenliedes* (Brackert 1963), die ebenfalls große Zweifel an dem bis dahin anerkannten Grundtext aufkommen ließ, löste diese Erkenntnis vor allem in den zwei folgenden Jahrzehnten eine Debatte über die Grenzen kritischer Textedition aus. Sie führte letztendlich einen Paradigmenwechsel herbei: In der heutigen mediävistischen Editionspraxis dominiert eindeutig das Leithandschriftenprinzip, und Lyrik-Editionen enthalten eine wachsende Anzahl von Parallelfassungen (vgl. Bein 2023). Doch die Diskussion um die Möglichkeiten einer »kritischen« Textherstellung stellte zunächst in erster Linie die Varianten in den Vordergrund. Denn wenn ihre textkritisch fundierte Ausscheidung nicht mehr gesichert ist, gewinnen sie an philologischem und interpretatorischem Wert. Es wurde beanstandet, dass Variation in den üblichen Editionen im kritischen Apparat verborgen bliebe, weil dieser unübersichtlich sei und die Lesarten nicht im Satzkontext zeige. Bereits seit den 80er Jahren entstanden aus diesem Grund Editionen mit einem doppelten Apparat, um diejenigen Varianten, die besonders auffällig oder signifikant waren, im Kontext anzuzeigen und dadurch hervorzuheben (vgl. z. B. Schweikle 1986 oder Lienert/Beck 2003).

Vor diesem Hintergrund musste die sehr pointiert formulierte These von Bernard Cerquiglini, die mittelalterliche Literatur sei *per definitionem* variant und könne lediglich durch den Abdruck aller überlieferten Textzeugen in ihrer Komplexität erfasst werden (Cerquiglini 1989), ein wenig überzogen erscheinen. Insbesondere als im folgenden Jahr Stephen Nichols einen Sonderband der Zeitschrift *Speculum* unter dem medienwirksamen, aber etwas anmaßenden Titel *New Philology* herausgab, der in die gleiche Richtung wies (Nichols 1990), löste dies vielfache Reaktionen in der Altgermanistik aus, die meisten davon distanziert (Glessgen/Lebsanft 1997; Stackmann 1994; Stolz 2003; Tevooren/Wenzel 1997; Wolf 2002). Generell gesagt, argumentierte man zu Recht, dass an den Postulaten einer sogenannten »neuen« Philologie nichts wirklich »neu« und die Wiedergabe aller Textzeugnisse ohne kritische Analyse und Unterscheidung wenig sinnvoll sei. Gleichzeitig aber hat diese Debatte den Abschied von einer traditionellen Textkritik Lachmann'scher Prägung auch gestärkt. Neben der Untersuchung der sogenannten Kurzfassungen einiger höfischer Dichtungen (Strohschneider 1991; Henkel 1992; Henkel 1993)

bildete vor allem Joachim Bumkes Untersuchung zu den Fassungen der *Nibelungenklage* (Bumke 1996) sowie die dazugehörige Edition (Bumke 1999) eine einschneidende Neuorientierung der Forschung. Denn Bumke sucht nicht mehr nach dem ursprünglichen Text, sondern untersucht die *Klage* im Hinblick auf die Variantengruppierung und auf die unterschiedlichen Fassungen, die überliefert sind. Letztlich steht man damit dem nahe, was die Würzburger Forschungsgruppe um Kurt Ruh »überlieferungsgeschichtliche« Editionen nannte (Ruh 1978; Klein 2016): Man bietet als Herausgeber verschiedene signifikante Bearbeitungen, die ein Text im Verlauf der Zeit oder an verschiedenen Orten erfahren hat.

In dieser Debatte spielt Hartmanns *Iwein* keine unbedeutende Rolle. Bumke zeigt zu Beginn seiner Monographie (Bumke 1996) in einem Kapitel über den Schluss des *Iwein*, konkret über Laudines Bitte um Vergebung vor Iwein (V. 8121–36), dass wir keine philologischen Methoden kennen, die es uns im Falle gleichwertiger Varianten erlauben würden, wissenschaftlich fundiert zu bestimmen, welche dem Original näher stand. Die 16 Verse dieser Szene stehen allein in den Handschriften *Badu*,² nicht aber in der Handschrift *A*, der Lachmann prinzipiell folgte, auch nicht in *E*, der *a* meist näher steht. Handschrift *B* wiederum enthält weitere Zusätze, die aber im Unterschied zu dieser kurzen Episode in keinem weiteren Textzeugen vorkommen und somit ein Spezifikum von *B* sind. Der Ursprung von Laudines Fußfallszene ist also sehr weit oben in der Überlieferungskette anzusiedeln, sie muss sich über einen Textzeugen verbreitet haben, der älter war als Handschrift *B* (ca. 1230); oder aber sie befand sich im Original und wurde in einer Abschrift ausgelassen, die älter war als Handschrift *A* (ebenfalls ca. 1230). Aber ob die Verse noch von Hartmann selbst stammen, ob er selbst seinen Text revidierte oder ob sie von einem sehr frühen Schreiber hinzugefügt oder übersprungen wurden, lässt sich nicht wirklich entscheiden.³ Deswegen argumentiert Bumke für die Edition mehr als einer Textfassung.⁴

Aus all diesen Gründen hat der Paradigmenwechsel der altgermanistischen Editionspraxis auch den *Iwein* erreicht, der seit der Ausgabe von Volker Mertens (2004) nur noch in Editionen nach der Leithandschrift *B* herausgegeben wird (Edwards 2007; Krohn/Schnyder 2012; del Duca 2014).⁵ Das ist gewiss ein Fortschritt gegenüber dem

² In *d* allerdings stehen nur die V. 8121–32 und *u* ist eine direkte Abschrift von *B*, s. Anm. 11. Vgl. zum Problem Bumke 1996, Schröder 1997[a], Hausmann 2001.

³ Selbst Lachmann überlegt (Benecke/Lachmann 1877), in Anm. zu V. 7147–7209, ob Hartmann nicht manche Partien »zu verschiedenen Zeiten« (S. 532) gedichtet und »eingeschaltet« (ebd.) hat. Allein die Möglichkeit, dass es *vor* dieser Einfügung bereits eine Abschrift gegeben haben könnte, die im Umlauf war, stellt die traditionelle Textkritik in Frage.

⁴ Das Problem der Fassungen, das bereits Heinzle 1978 für die mittelhochdeutsche Heldendichtung diskutiert hatte und das Bumke 1996 auf den höfischen Roman überträgt, soll hier einmal ausgespart bleiben, da es für den *Iwein* nicht relevant ist. Vgl. Strohschneider 1991, Schiewer 2005, Müller 2023.

⁵ Die Ausgaben von Digilio (2015), nach *D*, und Graser (2019), mit einem Vergleich von *B* und *u*, verfolgen andere Zwecke.

Konstrukt Lachmanns, welcher noch bis Ende des 20. Jahrhunderts als Zitiertext galt, denn eine Edition nach *B* gibt zumindest einen historischen Text wieder. Doch auch dieser Editionsweg birgt seine Probleme, zum einen, weil *B* eine Bearbeitung eines früheren Textes darstellt (wie auch *A*), zum anderen, weil dadurch im Grunde nur eine Referenzhandschrift durch eine andere ersetzt wurde, während die gesamte übrige Überlieferung (der *Iwein* ist einer der am häufigsten überlieferten Texte der höfischen Literatur um 1200) weiterhin überschattet bleibt von einer Fokussierung auf die beiden frühesten Zeugnisse. Deswegen haben wir in *Iwein – digital* (Millet/González Miranda/Pérez Ben 2019–2024) auf eine überlieferungsgeschichtliche Herangehensweise gesetzt und das Medium der digitalen Edition dazu genutzt, neben der Bereitstellung aller Transkriptionen im Sinne Bumkes mehrere Handschriften editorisch zu bearbeiten, auch einige aus dem 15. Jahrhundert. Wir fragen nicht nach einem möglichst autornahen Text, sondern versuchen zu zeigen, wie der Text im Verlauf der Jahrhunderte gelesen wurde und wie variant er abgeschrieben wurde.

Hartmanns *Iwein* ist ein vergleichsweise stabiler Text. Es gibt kaum Umformulierungen von Szenen, die am Textverständnis etwas zu ändern vermögen; die einzige Ausnahme ist im Grunde nur die oben erwähnte (und in der Forschung wiederholt diskutierte) Szene von Laudines Fußfall (V. 8121–36). Die übrigen Zusätze der Handschrift *B* sind lediglich Ausschmückungen von Szenen oder Berichte am Rand der Haupthandlung (die Rückführung der befreiten Jungfrauen, die Begegnung mit der Tochter des Grafen vom Schwarzen Dorn, Lunetes Ehe) (Wolf 2020), ebenso der Zusatz am Ende der Handschrift *f* (Gerhardt 1972). Man hat versucht, in den Handschriften *p* und *z* Kurzfassungen zu sehen (Henkel 1991, Henkel 1992), aber dort mischen sich Verluste mit sehr zufälligen und unorganischen Auslassungen, die keinerlei Plan erkennen lassen, weshalb das Konzept von *Fassung* hier nicht greifen kann. Die Bearbeitungstendenz der Handschrift *a* ist nur sehr oberflächlich untersucht worden (Hoffmann 2011); die von Handschrift *f*, die zweifellos auffälliger ist, noch gar nicht. Doch lässt sich nirgends eine neue Sinngebung finden, die über konkrete Stellen hinausginge und die Interpretation der Handlung betreffen würde. Die relative Stabilität der *Iwein*-Texte wird deutlicher, wenn man sie mit der Überlieferungslage eines anderen Werks Hartmanns vergleicht, dem *Armen Heinrich*, dessen Handschriften und Fragmente einen deutlich stärkeren Grad an Bearbeitung aufweisen (Schiewer 2002, del Duca 2018; Fernández Riva/Millet 2022), der wohl überlieferungs- und/oder typusbedingt sein dürfte (Schröder 1997[b], generell dazu auch Wachinger 1991).

Bei aller Stabilität des *Iwein*-Textes sind die Handschriften und Fragmente dennoch voll von abweichenden Formulierungen, von kleinen Ergänzungen, Auslassungen und Umstellungen, denen unsere kritische Arbeit an der *Iwein*-Überlieferung gegolten hat. Wegen unseres überlieferungsgeschichtlichen Ansatzes mit der Edition mehrerer Handschriftentexte haben wir die Varianten nicht als Abweichungen von einem Text unserer Wahl (schon gar nicht von einem vermeintlichen Original) konzipiert, sondern als stets

gleichzeitige Textoptionen. Deswegen bezieht sich unsere Variantentabelle nicht auf einen Ausgangstext, sondern zeigt die unterschiedlichen Formulierungen in Gänze.

Wir unterscheiden zwischen **Varianz im Versbestand** und **Varianz im Versinnern**. Das sind selbstverständlich zwei komplementäre Phänomene, sie verdienen aber eine getrennte Behandlung. Die Varianz im Versinnern ist Gegenstand des vorliegenden Buches und seiner Tabelle, deswegen ist es zuerst geboten zu erklären, wie wir mit den Schwankungen im Versbestand umgegangen sind.

Für die Untersuchung der **Varianz im Versbestand** des *Iwein* haben wir zunächst eine ausführliche Konkordanztabelle hergestellt. Die Konkordanz, die Emil Henrici für seine *Iwein*-Ausgabe von 1891/93 anlegte, ist glücklicherweise zusammen mit seinem Nachlass im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg erhalten und konnte für das Projekt der elektronischen *Iwein*-Edition digitalisiert und der Forschung zur Verfügung gestellt werden.⁶ Konkordanzen waren ein Hilfsmittel klassischer kritischer Texteditionen, die besonders bei der Herstellung der Variantenapparate zum Einsatz kamen. Henricis ausführliches (aber nicht vollständiges) Material konnte jedoch unsere eigene Arbeit nicht ersetzen. Zwar ist auch unsere Konkordanz ein erster Schritt bei der Analyse des überlieferten Versmaterials von Hartmanns Spätwerk: Sie dient der Feststellung des Versbestands der jeweiligen Handschriften und Fragmente sowie der Synchronisierung der Verse. Aber sie entstand unter eindeutig geänderten Prämissen, die im Folgenden erläutert werden sollen. Für Hartmanns *Der Arme Heinrich* wurden sie bereits dargelegt (Fernández Riva/Millet 2022).

Ausgangspunkt für die Konkordanzen (wie später auch für die Varianten) ist, dass wir zeigen wollen, wie dieses Werk über die Jahrhunderte gelesen wurde. Aus dieser Sicht sind für uns alle textuellen Besonderheiten der verschiedenen Handschriften gleich wertvoll, weil sie uns die Potentialitäten des Textes und die Anpassungen der Schreiber zeigen. Wir wollen die Varianten alle sichtbar machen und nicht etwa die ausscheiden, die die traditionelle Textkritik für »unecht« hielt. Für uns sind sie alle echt, weil historisch bezeugt. Selbstverständlich unterscheiden wir die Handschriften aufgrund ihrer Textqualität, aber sie sind alle historische Zeugnisse der Lektüre und Rezeption von Hartmanns Werk.

Will man nun das gesamte Textmaterial in einer digitalen Edition bereitstellen und in der Visualisierung die Verse der unterschiedlichen Zeugnisse synchronisieren, stellt sich die Frage, welche Verse miteinander korrespondieren oder als die gleichen Verse erkannt werden können und welche nicht. Damit stellt sich gleichzeitig die Frage, welche Verse in einer Handschrift vorkommen und welche ausbleiben oder welche in einer anderen Reihenfolge stehen. Wir fragen dabei nicht nach der vermeintlich »richtigen« Reihenfolge noch nach der »besseren« Variante, sondern machen lediglich Feststellungen.

Seit der Edition Karl Lachmanns hat der *Iwein* 8166 Verse. Aber keine einzige Handschrift hat diese Verszahl; nur *B* geht mit 8249 Versen darüber hinaus, alle anderen

6 <https://doi.org/10.11588/diglit.44301>

haben weniger Verse. Die Zeugnisse, die Lachmanns Zahl am nächsten kommen, sind *D* (8109), *d* (8092) und *r* (8032); die meisten anderen Handschriften haben zwischen 7865 (*b*) und 7989 (*l*) Verse; *a* fällt demgegenüber mit 7687 Versen schon deutlicher ab, *p* überliefert nur 7140 Verse und *z* bildet mit 6691 Versen das Schlusslicht. *E* zählt 6591 Verse, hat aber durch den Verlust eines Quaternios ca. 1330 Verse eingebüßt und dürfte damit ursprünglich über 7900 Verse enthalten haben. Bei dieser deutlichen Schwankung im Versbestand stellt sich die Frage, wie miteinander korrespondierende Verse in einer Konkordanz oder synoptischen Editionsansicht identifiziert werden sollten. Nimmt man die sequenzielle Versnummer für jedes Zeugnis, also die Positionsnummer, die ein Vers in einer Handschrift einnimmt, dann erhält man meist korrespondierende Verse mit unterschiedlicher Versnummer. Das ist irreführend; man denke nur an die Schwierigkeiten, die dieser Umstand bei der Untersuchung der Variation im *Nibelungenlied* bedeutet (Batts 1971, Müller 2023). Zudem ist die Nutzung der handschriftenspezifischen Verszahlen hinderlich, wenn man mit Sekundärliteratur arbeiten will. Eine spezifische Handschrift als Referenz für die Verszahlen zu wählen, ist ebenso unangebracht, weil damit diesem Zeugnis implizit ein textkritischer Wert zugesprochen würde, den keine *Iwein*-Handschrift für sich beanspruchen kann. Deswegen haben wir die Verszahlen als Referenz gewählt, die auch von der Forschung verwendet werden. Jeder Vers in den Handschriften erhält die Versnummer der siebten Ausgabe von Lachmanns Edition (Wolff 1968). Es ist eine beliebige, weil externe und von neuzeitlichen Philologen vergebene Identifikationsnummer, welche die Verse auf diese Weise erhalten. Aber sie hat gerade deswegen den Vorteil sowohl der Neutralität wie auch der Kompatibilität mit dem Usus der Forschung. Wir verwenden sie lediglich deskriptiv, nie für normative Zwecke. Allerdings stellen die Verszahlen bei diesem Verfahren nicht mehr nur eine neutrale Nummerierung der Zeilen dar, sondern beinahe eine Identifikation des Verses.

In der [Konkordanztabelle](#) entsprechen die Zeilen den Versen und die Spalten stehen für die einzelnen Zeugnisse. In einer Zeile steht in allen Spalten, deren Handschriften den entsprechenden Vers überliefern, immer dieselbe Versnummer. Steht der Vers nicht in der Handschrift, steht in der Zelle lediglich ein senkrechter Strich, der anzeigt, dass kein Materialverlust vorliegt. Versumstellungen bilden wir nach: Steht in einer Handschrift eine Gruppe von Versen an einer anderen Stelle, so fügen wir dort neue Zeilen in die Tabelle ein; die Verse aber behalten ihre Standardnummer. An der Position, an der diese Verse in den anderen Handschriften stehen, bleibt für diesen Textzeugen die entsprechende Stelle leer. Verse, die nicht in der Edition Lachmanns stehen oder die keine verbale Korrespondenz zu den Versen anderer Handschriften besitzen, erhalten Zusatzzahlen, getrennt durch ein Komma, wie in der *Iwein*-Philologie üblich. Umstellungen, ergänzte Einzelverse und Reimänderungen sind zur besseren Erkennbarkeit farblich markiert.

Es entsteht damit eine Art Navigationskarte des überlieferten Versbestandes und der Verspositionen. Die Konkordanz ist unser erster Variantenapparat, denn sie zeigt die Variation auf der Ebene der Verseinheiten oder größerer Blöcke; sie veranschaulicht Schwankungen im Versbestand und in der Versposition, die traditionelle kritische Appa-

rate nicht berücksichtigen oder nicht darzustellen in der Lage sind. Die analytische Variantentabelle, die Inhalt dieses Bandes ist, behandelt hingegen die Variation innerhalb des Verses, auf den Ebenen der Syntax, der Lexik und der Morphologie.

Die oben erwähnte Vergabe der Versidentifikatoren ist nicht immer so einfach, wie sie aussieht. Sobald man auf die Varianz im Inneren des Verses blickt, stellt sich die Frage, ob der in einer spezifischen Handschrift überlieferte Vers noch gleichzusetzen ist mit dem, der in anderen Handschriften erscheint. Nehmen wir als Beispiel V. 7977:

	7977
BADEJabcdlpruz	Siner ivnchfröwen mvnt
f	Wang augn̄ vnd auch munt

Die Variante in *f* ändert alle Worte außer dem Reimwort, bleibt aber semantisch im gleichen Bereich. Das ist für uns ein Fall von varianter Formulierung, der Vers ist aber noch derselbe. Komplexer wird es in V. 7818:

	7818
BADEabclpu	Böfer ftet der ift vil
dr	böfer ftette der ift fo vil
f	Güt pürge vindet man vil

Die Variante in *dr* ist unproblematisch, weil lediglich die Vergleichspartikel *fo* hinzukommt. Doch die Variante in *f* wandelt bis auf das Reimwort alles ab und bringt sogar das Gegenteil zum Ausdruck. Ist das noch derselbe Vers, ist es gerechtfertigt, ihm dieselbe Nummer zu geben wie den anderen Varianten? Wir haben uns an die Identität des Reimworts gehalten und daran, dass der Vers zwar genau das Gegenteil ausdrückt, aber doch im Kontext keine radikale Sinnänderung vorliegt, und führen den Vers weiterhin unter der Nummer 7818.

Noch problematischer ist folgender Fall:

	8033
BADEabru	Gench hin z̄v̄ im v̄n̄ ervar
Jdfp	Nu giench enwech vnd ervar
z	Gang hin vnd erfar
l	Nw ge recht vnd erfar
c	Nu ging fie hinweg wo er wer

Die Variante von *Jdfp* ist iterierend: Die beiden Verben sind dieselben und damit ist der Vers semantisch gleichbedeutend mit der Variante *BADEabru*; dasselbe gilt für die Variante in *z* und sogar für die in *l*. Doch in der Handschrift *c* wandelt sich der Satz eindeutig: Er steht im Präteritum und enthält keinen Imperativ mehr, er ist damit Erzählerrede geworden statt Figurenrede; das zweite Verb ist ein anderes und der Reimlaut wechselt. Hier noch von demselben Vers zu sprechen, erscheint grenzwertiger; einzig die Tatsache, dass das erste Verb noch auf demselben Lemma beruht, hat uns davon abgehalten, diese Variante als neuen Vers zu bezeichnen.

Da es beim gegenwärtigen Stand unserer Methoden eine Ermessensfrage ist, wann die Varianz groß genug ist, um einen Vers durch eine neue Versnummer grundsätzlich von denen der parallelen Handschriften zu unterscheiden, haben wir uns am Ende für die radikalste Lösung entschieden: Ein Vers behält immer dann dieselbe Nummer, wenn mindestens ein Wort mit dem entsprechenden Vers anderer Textzeugen übereinstimmt. Ausnahmen machen wir allenfalls bei Kleinstwörtern (*und, do, so*), besonders am Versanfang, aber nie beim Reimwort. Nur so konnten wir ein klares Kriterium gewinnen. Und doch erzeugt auch diese Methode immer wieder Grenzfälle. So zum Beispiel in Handschrift *f*, V. 3742. Der Schreiber hat hier das, was die anderen Handschriften in vier Versen erzählen (V. 3739–42), geändert und in sechs neuen Versen (V. 3738,1–3742,2) umgeschrieben:

Iwein <i>B</i>	Iwein <i>f</i>
3738 Er fl̄vc v̄n ftach	3738 Er flüg fo mandth v̄nd ftach
3739 V̄n die fine alle	
3740 Daz iene mit manigem valle	
	3738,1 Daz dew veint fein aines hant
	3738,2 Fluchñ als few daz few prant
3741 M̄vfen vnftetelichen	3738,3 Sus träib er few Ritleichñ
3742 Von dem f̄vrte entwichen	3742 Wis daz si müftñ entweichñ
	3742,1 Durch den furt mit gröfl̄fcham
	3742,2 Da manḡ ein snelles ende nam
3743 V̄n in den sic lazen	3743 Vnd müftñ im den fig lazzñ

Im Verspaar 3738,3–3742 behält der Schreiber von *f* den Reimlaut von *B* (und den übrigen Handschriften) bei, in V. 3742 auch das Reimwort. Aus diesem Grund erhält dieser letzte Vers keine Zusatz-Nummer, sondern behält die Nummer 3742. Das mag übertrieben erscheinen, aber es zeigt, wie sehr die Reime die Komposition bestimmen und auch bei größeren Umarbeitungen weiterverwertet werden; wir kommen am Schluss darauf zurück. Da wir die Varianz immer im Kontext zeigen, wird der Umbau der Stelle in *f* deutlich, ganz gleich wie man den Vers 3742 nummeriert. Hier zeigt sich auch, wie die Konkordanz die Variantenliste unterstützt.

Einen weiteren schwierigen Fall bietet die Handschrift *a* in den Versen 1805f.:

	Iwein <i>B</i>		Iwein <i>a</i>
1805	Meīnftvz fo frōwe ia	1805	Meynft du daz alfo
		1805,1	Sy ſp̄ch frauwe io
1806	Wa wære der ettewa	1806	Wa wer der denne wo
		1806,1	Frauwo hetwo

Der Schreiber von *a* hat die Verse gedoppelt und einen Viererreim daraus gemacht. Er schreibt die Verse auch in vier Zeilen, obwohl er ausreichend Platz gehabt hätte, sie in zwei Zeilen einzupassen, er zeigt also einen klaren Gestaltungswillen. Aus diesem Grund haben wird die Konstruktion respektiert und jeweils einen neuen Zusatz-Vers definiert, obwohl beide der in Hs. *a* stehenden Verspaare Worte enthalten, die dem Vergleichsvers in Handschrift *B* (und anderen) entsprechen: *a* 1805 und 1805,1 haben beide Wortmaterial von *B* 1805; und *a* 1806 und 1806,1 haben Wortmaterial von *B* 1806.

In anderen Fällen wirkt unsere strikte Regel, dass alle Worte im Vers ausgetauscht sein müssen, um diesem eine Zusatzzahl zu vergeben, ein wenig sonderbar:

	443 ¹
BAdluz	Div frēvde der man ê (<i>Adlz</i> : -ê) da pflac
D	Chert ſich di frovde d̄ man phlach
J	Div vnvreude der man da phlach
f	V̄n vnfreudn̄ der man phlagch
p	Wie lutzel mā der froiden pflag
Eb	Div vrovde div da gefchach
c	Die vnfrēvde die da gefchach
a	Do daz felbe gefchach
r	Alfo das do gefchäch

Die Handschriften *a* und *r* schreiben im Grunde einen ganz neuen Vers; ist diese Zeile in den anderen Zeugnissen stets das Ende eines Satzes, so bildet sie in diesen beiden den Beginn eines neuen Syntagmas. Doch sie behalten das variante Reimwort *gefchach* bei, das auch *Eb* und *c* verwenden. Obwohl also die Lesungen in *a* und *r* nur über das Reimwort in *Eb* und *c* mit dem Vers, wie er in den meisten Handschriften erscheint, verbunden sind, sonst aber syntaktisch wie inhaltlich völlig abweichen, haben wir wegen dieser Übereinstimmung keine neue Versnummern vergeben.⁷

⁷ Vgl. einen ähnlichen Fall in V. 6774.

Vom Schreiber ergänzte Verse, wie im vorletzten Beispiel, bedeuten, dass eine neue Zeile in der Konkordanz eingefügt werden muss, deren Zellen in den Spalten der übrigen Handschriften leer bleiben. So wird es auch in der synoptischen Ansicht der Edition angezeigt. Doch nicht jeder Vers, der komplett neu geschrieben wurde und deswegen von uns eine Zusatznummer erhält, muss in der Konkordanz eine neue Zeile erhalten. Wenn er zusammen mit einem anderen, nicht veränderten Vers ein Reimpaar bildet und somit dieselbe Position einnimmt, wie der Vers, den er ersetzt, kann er in der Konkordanz und in der Synopse auch an dieser Stelle bleiben, trotz der Zusatzzahl, die ihn als »vollkommen modifiziert« kennzeichnet. Hier ein Beispiel:

1404	BADEJabcdfpruzR	vā in fin stein def vbertrvc
1405	BADEJabcdfpruzR	daz im niht arges gefchach
1406	BADEJabdpruzR	Wande (<i>JaR</i> : Vnd) in da niemen fach
1405,1	c	Wan das fuchen da gelach
1405,2	f	Noch chaiñ flacht vngemach
1407	BADEJabdfpruzR	Do gelac daz fichen vnder in

Die Handschriften *c* und *f* haben den Vers 1406 jeweils in unterschiedlicher Weise umformuliert und dabei vollkommen geändert. Sie erhalten jeweils eine andere Zusatzzahl. Doch in der Konkordanz und bei einer synoptischen Ansicht werden beide Zeilen an der Position von 1406 gehalten.⁸

Damit sind wir bei der **Varianz im Versinneren** angelangt, die Gegenstand der in diesem Buch enthaltenen Auflistung ist. Die Tabelle der Varianten zum *Iwein* ist die erweiterte Form eines textkritischen Apparats zur digitalen Edition des *Iwein*, und sie spiegelt das Ergebnis unserer Kollationsarbeit (vgl. Bordalejo/Vázquez 2021 und Bordalejo 2021). Da der Edition das Prinzip zugrunde liegt, Varianz zu zeigen, um sie untersuchen zu können, bietet unsere Aufstellung die unterschiedlichen Formulierungen sämtlicher Handschriften und Fragmente jeweils im Verskontext. Eine Anzeige nach Worten oder Versteilen schied für uns prinzipiell aus, weil sie viele variante Formulierungen gar nicht richtig zu präsentieren vermag. Bei Reimpaarversen bietet sich der Vers als Einheit für den Apparat an, nicht nur weil oft das Syntagma mit dem Vers zusammenfällt, sondern weil man so die Verszählung und damit die Lokalisierung der Varianten besser im Überblick behält. Die Tabelle enthält alle Verse des *Iwein*, auch die Zusatzverse und jene, in denen gar keine Variation vorliegt. Bis zu einem gewissen Grad kann dadurch anhand der Variantentabelle der Text einer Handschrift über mehrere Zeilen hinweg ungefähr ver-

⁸ Im Gegensatz zu der Reihenfolge, in dem die Zeilen in diesem Beispiel angezeigt werden, stehen in der Variantentabelle die Verse mit Zusatzzahl an ihrer zahlenlogischen Position. Das bedeutet, dass dort die Verse 1405,1 und 1405,2 vor Vers 1406 stehen, obwohl sie eigentlich eine Variante zu letzterem darstellen.

folgt werden.⁹ In diesem Sinne ist die tabellarische Variantenaufzählung unser Ergebnis der Analyse der Textzeugen-Synopse.

Die Tabelle ist händisch erarbeitet worden. Der Einsatz digitaler Werkzeuge ist beim gegenwärtigen Stand der technischen Entwicklung nicht möglich, weil jegliche Software für Textvergleiche auf der Basis von Zeichenketten (*strings*) operiert. Bei einem Corpus von Handschriften aus drei Jahrhunderten und verschiedenen Regionen in einer Sprache, die noch weit entfernt ist von graphischer und morphologischer Normalisierung, würden digitale Werkzeuge zu viele Unterschiede registrieren, die keine sind, zum Beispiel würden dadurch *vrowe*, *vrouwe*, *frouwe*, *vrauwe*, *frau* usw. als Varianten gekennzeichnet (Fernández Riva/Millet 2019).

Analytisch ist unsere Tabelle zunächst, weil sie die Varianten nicht alle nur auflistet, sondern sie gruppiert. Dazu kommen wir gleich ausführlicher. Die Tabelle ist auch analytisch, weil sie die Verse hervorhebt, in denen es in einem oder mehreren Textzeugen eine relevante oder zumindest bemerkenswerte Lesart zu verzeichnen gibt. Das Prinzip überträgt im Grunde in den Bereich digitaler Editionen die in der Altgermanistik bereits in mehreren Printausgaben geübte Praxis des doppelten Variantenapparats – einer für kleinere Abweichungen im Detail, ein anderer für größere Abweichungen im Kontext (vgl. z. B. Schweikle 1986 oder Lienert/Beck 2003). In der digitalen *Iwein*-Edition erscheinen diese Einträge in Form von Anmerkungen zu den edierten Texten und werden parallel zu diesen angezeigt. Das ist aber nur die Auswahl der Varianten. Die Tabelle im vorliegenden Buch hat den Vorteil, dass hier alles zusammen angesehen werden kann. Das Format des digitalen Buches erlaubt es, den vollständigen Apparat für alle Verse wiederzugeben; die auffälligen Stellen mit den relevanten Varianten sind hier ebenfalls dabei und werden durch graue Hinterlegung diskret, aber sichtbar hervorgehoben.

Ist Varianz selbst relativ, so ist auch die Entscheidung, welche Lesarten hervorzuheben sind, eine Ermessensfrage. Die Markierung solcher Stellen geschah bei uns nie aus einer textkritischen Entscheidung heraus, sondern immer lediglich aus der Beobachtung, dass eine oder mehrere Handschriften zu einem bestimmten Vers besonders stark abweichende Formulierungen haben, die die Aussage ändern, die das Gegenteil ausdrücken, wichtige neue Nuancen einführen oder schlicht auch ein klares Missverständnis aufweisen. Kleinere Abweichungen haben wir berücksichtigt, sofern sie sich auf den Satz oder den Kontext auswirken.

	10
BDJbclpruzP	daz er der eren chrone
A	dazer der erden crone
d	daz Er der Eeren ein krone

⁹ Allerdings kann die Tabelle keine Versumstellungen anzeigen, sondern immer nur die unterschiedlichen Ausführungen desselben Verses, ganz gleich, an welcher Position er steht. Dazu benötigt man die Konkordanz. Vgl. auch Anm. 7.

Die Variante *erden* in *A* ist signifikant genug, um hervorgehoben zu werden; und die Handschrift *A* ist textgeschichtlich von hoher Bedeutung. Doch unsere Aufstellung will keinerlei textkritische Entscheidung präjudizieren. In anderen Fällen liegt keine so relevante Abweichung vor, doch der Vers erscheint schon wegen der Fülle an abweichenden Formulierungen als auffällig:

	121
Bru	ivch dvnchet def man fvln iv lan
A	vh bedunket man fol in v lan
D	wir schullen vch den ftrit lan
Jd	Euch bedenchet des man fol ev erlan (<i>d: lan</i>)
a	Vch duncket man fulle vch lan
bc	mich duncket des wan fol uch jn lan
f	ÿr maint man schull euch den preis lan
l	Euch duncket des man fül euch dē lan
p	ÿch duncket daz mā ùch fölle lan
z	jr dunckend wir fölle vch lan

Die Lesung in *bc* ändert zwar leicht die Semantik des Satzes, doch die Variante fällt besonders wegen der Anzahl an parallelen Formulierungen auf. Beides zusammen hebt unseres Erachtens die Stelle in die Kategorie der hervorzuhebenden Varianten. In anderen Fällen schienen uns minimale Abweichungen doch eine größere Bedeutung zu haben:

	1380
BADJadblruz	Vor (<i>Jadrz: Von</i>) zorne tobt in der (<i>l: ir</i>) mvt
E	vor zorne tobet ir d mvt
c	Vor zorne tobte ir aller müt
fR	Vör zörne tobte im fein mütt

Interessant ist hier, wie durch die Änderung des Pronomens drei verschiedene Akteure ins Spiel treten: Iwein, Laudine und ihr Gefolge.

Dieses Beispiel führt uns auch gleich zur Frage nach der Gruppierung der Varianten, also die nach unserer Definierung von Varianz. Wir wollen vorwegnehmen, dass wir keine festen Kriterien aufgestellt haben, sondern – getreu unserem Verständnis, dass Varianz relativ ist – Richtlinien für die Gruppierung, die aber dem Ermessen der Bearbeiter einen gewissen Spielraum geben. Bumkes Auflistung der Variantentypen (Bumke 1996, S. 431–447, vgl. dazu Müller 2023, S. 84f.) haben wir zunächst unbeachtet gelassen. Sucht man im Geflecht der unterschiedlichen Formulierungen eines Verses oder eines Satzes nicht

mehr nach dem vermeintlich ursprünglichen Wortlaut, ja noch nicht einmal nach einem *festen* Wortlaut, der aus der Vorlage getreu oder fehlerhaft abgeschrieben wurde, so steht man vor einem Konglomerat mehr oder weniger stark abweichender Formulierungen, die es zunächst einmal der Forschung verfügbar zu machen gilt. Im »mehr oder weniger« liegt aber genau das Kernproblem bei der Analyse der Varianz. Die extremen Erscheinungen sind unproblematisch: Rein graphische Varianten schließen wir von vornherein aus; ob also die Schreiber (um beim obigen Beispiel zu bleiben) *mvt*, *muet* oder *mütt* schreiben, ist für unser Anliegen gleichgültig. In einer Kultur, in der das Konzept der *Orthographie* nicht existiert, kann dies kein Kriterium für Abweichung sein. Auch geringfügige morphologische Variationen beachten wir nicht: Ob die Präteritalform *tobte*, *tobt* oder *tobet* lautet (wieder nach dem obigen Beispiel von V. 1380), hat für uns keine Bedeutung; die Sprache ist noch nicht standardisiert, es gibt regionale Varianten, Entwicklungen und Schreibergewohnheiten. Am anderen Ende der Skala befinden sich Worte, die durch andere, nicht synonyme ersetzt werden, wie V. 1215: *Daz niê kvnech bezzer gewan* (B) und *Das nie bur beffers gewân* (r); abweichende Formulierungen wie V. 317: *Div entwafent mich* (B) und *Die enphingêt mich* (p), oder V. 580: *Si ne stê geloûbet durch daz iar* (B) und *Si stet glaub mir durch das iar* (f); schließlich Umformulierungen ganzer Satzteile, wie hier in V. 583–585:

B	D	J
Vnderfatz mit viêren	Vnder fatz mit viern	Vnder fatzt mit vyren
Marmelinen tiêren	marwelinen tieren	Mærmelerinen tveren
Der ift gelochert vafte	Di fint ergrawen vafte	Ze famme gefspannet vafte

In all diesen Fällen sind Unterscheidungen klar zu treffen und somit die Gruppierungen einfach. Schwierig ist jedoch alles, was sich zwischen diesen beiden Extremen befindet. Hier ist es vielfach wieder eine Ermessensfrage. Generell gelten für uns sich voneinander unterscheidende Kleinstwörter wie Konjunktionen oder Zeitadverbien (besonders zu Beginn des Verses), der Austausch von Präpositionen oder Artikeln, An- oder Abwesenheit der Negationspartikel und Ähnliches nicht als Grund, eine abweichende Formulierung in die Kategorie einer neuen Variantengruppe zu heben. Variante, aber nicht sinnrelevante Verbalpräfixe beachten wir nicht. Wir unterscheiden nicht zwischen *do* und *da*, zwischen *dehein*, *nehein* und *kain*, auch nicht zwischen *nyimmer* und *immer* oder zwischen *nicht* und *niene*. In **derselben Variantengruppe** bleiben also Fälle wie:

fehlende Konjunktion am Versanfang

1286	B	Svchet gvte livte
	r	Nun fûchent gvten lûte

Textvarianten in der Überlieferung des *Iwein* Hartmanns von Aue

fehlende Konjunktion im Versinnern

798	B	Ichn woltef oŵch ê niê gefagen
	z	Jch wolt es ê nie gefagen

Adverbpaare wie *hie* und *da*

842	A	doh wenih dar an
	l	Doch wane ich hieran

Austauschbare Pronomina oder Artikel

844	B	^v Iwer herce twinget fi derz ^o
	b	Dine hertze zwinget fy dartzü
	c	Das hertz zwinget fie dar zü
	p	Vwer hercze twinget es dar zü

Austauschbare Hilfsverben

847	A	Ih nemah fie nith gefceiden
	b	Jch enkan ir nicht gefceiden

Solche Fälle und ähnliche verändern in unserer Sicht nicht ausreichend die syntaktische oder semantische Struktur des Satzes und stehen daher in der Regel in derselben Gruppe. Man sieht die Gruppierung deutlicher im Kontrast zu den Varianten anderer Handschriften, vgl. für die obigen Beispiele die folgenden Parallelvarianten:

1286	a	Nu fucht liben lüte
798	D	ich enwelle fi vurbaz fagen
842	B	Doch wæn ich daz ich hier an
844	D	den bozez herze twinget dar z ^o
847	B	Nv ne magich fi niht gefceiden

Dennoch weisen wir auf die weniger gewichtigen Varianten hin, indem wir sie innerhalb der Gruppe, zu der sie gehören, als Untervarianten angeben. Da die syntaktische Struktur gleichbleibt, geben wir die ausgetauschten oder hinzugefügten Worte (zusammen mit den Siglen) individuell in Klammern an; das Wort in der Klammer ersetzt in der angegebenen Handschrift das unmittelbar vorangehende Wort der Variantengruppe. Dadurch wird auch diese Minimalvariation gezeigt, ohne dass dadurch die Gruppierung von Varianten in stärker voneinander abweichenden Formulierungsoptionen aufgelöst wird.

Eine **neue Variantengruppe** (das heißt bei uns: eine neue Zeile) wird geöffnet zum Beispiel bei:

Wortumstellungen

1276	B	Er ift benamen hinne
	z	Benamen er ift hie inne

Verwendung synonymmer Substantive, Verben, Adjektive, Adverbien

1264	B	Vñ würde div porte vf getan
	J	Vnd wrd daz tor auf getan

Ergänzung oder Tilgung ebensolcher Worte

1474	B	Der engel genozfchaft
	r	Der hailigen engel genözfchafft

Ergänzung von Hilfsverben

5266	B	Ode die ivnchfröwen lan
	D	Jr mvzet mir di frowen lan

Änderungen im Subjekt oder Objekt

1517	J	So bedenchēt fi mich fa
	l	So verdenckend fy sich fa

Jeglicher syntaktische Umbau

5313	B	Vñ triben alle dri dan
	J	Nu triben fi alle drei dan

Moduswechsel

791	B	Min handelvnge wære gn̄vc ḡvt
	J	Mein handelvnge waz vil gvt

Reimänderungen jeglicher Art

6942	B	Waz tohte div wæhe
	b	Was docht dife spehe
	p	Was duchte dife meren
	r	Was dochte dis vechten

Das sind selbstverständlich nur die auffälligsten oder am deutlichsten definierbaren Veränderungen, und die Beispiele ließen sich fortführen. Es geht uns darum, die Vielfältigkeit der Varianz vorzuführen, also heben wir im Zweifelsfall lieber eine abweichende Lesung hervor, als dass wir sie in einer Gruppe hinter dem Text der jeweiligen Referenzhandschrift als Subvariante »verbergen«. Das ist wieder eine Ermessensfrage und kontextabhängig; Varianz ist besonders auf dieser Ebene höchst relativ. Wir vermerken zum Beispiel nicht jeden Tempus- oder Moduswechsel, sondern lediglich die Fälle, in denen wir eine semantische Veränderung oder Nuancierung zu erkennen meinen. Am auffälligsten ist dies wohl in folgendem Beispiel, wo die Variante in *ap* durch die Präteritalform im Verb einen Neuanfang der Rede impliziert:

	4492
BADJbcfr	Er giht daz ift min meïstiv not
Edlu	er sprichet daz ift min meïstiv not
ap	Er sp̄ch daz ift myn meifte not

Auch tendieren wir dazu, in einem Vers, der zahlreiche variante Formulierungen aufweist, eher auch kleinere Abweichungen gesondert in eine neue Zeile zu stellen, als in einem Vers, der in allen Handschriften gleich lautet, wo eine geringfügige Abweichung eher in Klammern stehen wird. Auf ähnliche Weise zeigen wir Abweichungen der Handschrift *u*

gegenüber der Hs. *B* an, die wir sonst nicht einmal in Klammern ausweisen würden, zum Beispiel die Variante *dir/dich* in V. 528.

Es gibt einen Fall von Doppelvarianz. Handschrift *B* hat in V. 3998: *Vn ez dvrch mich ftæche*, doch über dem *mich*, das nicht durchgestrichen ist, steht von gleicher Hand in gleicher Tinte *in*. Der Satzkontext ist folgender:

3995	Min lip wære def wol wert
	Daz mich min felbef fwert
	Zehant an im ræche
3998	Vn ez dvrch mich/in ftæche

Das *in* mag kohärenter mit *min lip* (V. 3995) und *im* (V. 3997) sein, aber *mich* (V. 3996) steht ebenfalls im selben Satz. Beide Optionen sind also grammatisch wie semantisch richtig und gleichbedeutend. Könnte es sein, dass der Schreiber von *B* sich nicht entscheiden wollte? Handschrift *u* scheint diese Gleichwertigkeit erkannt zu haben und schreibt ebenfalls *in* über *mich*. In der Edition haben wir uns (wegen der erwähnten Kohärenz) für *in* entschieden. Doch in der Tabelle haben wir beide Varianten aufgenommen: einmal stehen *B* und *u* in der Variante mit *mich* und dann wieder in der Variante mit *in*.

Die tabellarische Auflistung der Varianten zum *Iwein* in diesem Buch will der Forschung ein Werkzeug zur Untersuchung von Varianz in mittelhochdeutschen Texten bieten und damit die Basis für weiterführende Analysen und Auswertungen sein. Diese sind allerdings im vorliegenden Band nicht mehr zu leisten und werden Gegenstand gesonderter Arbeiten sein. Doch seien abschließend einige wenige Vorbemerkungen erlaubt.

Zunächst ist hervorzuheben, dass ca. 7% der Verse keine nennenswerte Varianz aufweisen. Das zeigt einerseits, wie hoch der Grad der Variation im *Iwein* ist. Andererseits aber ist zu fragen, warum im Kontext genereller Variation einige Verse doch nicht verändert werden. Oder, genereller gesehen, warum manche Verse deutlich öfter abgewandelt wurden als andere. Mehrfach stehen die Extrembeispiele in unmittelbarer Nachbarschaft. So im folgenden Beispiel:

6484	BADu	Geritiert cleine
	EJcfr	geridiert harte chleine
	a	Gefpunnen harte cleyne
	b	Gut vnd kleine
	d	geridiert hart raine
	l	Geridiert alfo chlaine
	p	Gerygē harte reyne
	z	Gerigen hart claine

Bleiben wir bei den Handschriften des 16. Jahrhunderts. Die *Iwein*-Abschrift im Ambraser Heldenbuch (*d*) galt traditionell als textkritisch wertlos, weil sie, wie die meisten Abschriften durch Hans Ried, als ›schlecht‹ eingestuft wurde (z. B. Schröder 1931, S. 239). Heute darf die Arbeit des kaiserlichen Kanzleischreibers als rehabilitiert gelten, zumindest wird sie nicht mehr generell geringgeschätzt.¹² Gewiss hat der *Iwein*-Text einige sehr eigenwillige Lesungen, zum Beispiel V. 411:

411	B	Wifent vñ vrrinder,
	d	wütend vnd grÿmmer)

Aber im Gegensatz zu den meisten Papierhandschriften findet sich die *d*-Lesung meist in derselben Variantengruppe, in der auch die ältesten Pergamenthandschriften stehen. Das zeugt von einer sehr guten Vorlage und von einem generell verlässlichen Schreiber.

Die statistische Auswertung und eingehendere **Untersuchung der Varianten** und ihrer Gruppierungen steht noch aus, aber einige Tendenzen lassen sich leicht beobachten und sollen hier angemerkt werden. Da ist zum einen die häufig erwähnte Gruppierung der Handschriften *Eap*, die Gegenstand besonderer Untersuchungen war (Okken 1970). Sie zeigt sich auch in unserer Tabelle immer wieder als eine deutliche Tendenz, wenn auch bei weitem nicht durchgehend. Denn abschnittsweise zeigen diese Handschriften auch abweichende Lesungen auf oder sie gehen zusammen mit mehreren anderen Zeugnissen. Diese streckenweise Übereinstimmung der Varianten lässt sich auch bei anderen Zeugnissen beobachten, so zum Beispiel bei den Handschriften *J* und *l*. Sie gehen bis V. 4815 knapp zwei Dutzend Mal zusammen (gezählt werden lediglich Gelegenheiten, in denen nur *J* und *l* dieselbe Lesung aufweisen), von V. 4816 bis V. 6310 häufen sich plötzlich die Fälle gemeinsamer Varianten (169), von V. 6737 bis 8082 sind es dann nur noch 40 Übereinstimmungen. Die 141 gemeinsamen Varianten zwischen *c* und *f* sind etwas gleichmäßiger über den gesamten Text verteilt, weisen aber in den ersten 1500 Versen eine etwas höhere Rate auf. Auch die beiden Heidelberger Handschriften *b* und *c* stehen häufig in derselben Gruppe (4763-mal), und bis V. 989 bilden sie in 106 Versen gemeinsame, gesonderte Varianten, was danach nur noch 9-mal geschieht. Die Übereinstimmungen zwischen *B* und *b* (Böhme 1890) müssten aus dieser Gesamtperspektive zumindest nuanciert werden.

Die Schwierigkeit, klare Handschriftengruppierungen zu definieren und Erklärungen für die zahlreichen Abweichungen zu finden, hat schon die Philologie des 19. Jahr-

kommt sonst nur in *u* vor; die Umstellung der V. 3399–4000 ist ebenso übernommen wie die dazugehörigen Umstellungszeichen zur Korrektur; die falsche Initialen in V. 8149 hat *u* abgeschrieben; sogar die doppelte Lesart in V. 3998 hat der neuzeitliche Schreiber nachgebildet.

¹² Thornton 1962, auch Gärtner 2007. Vgl. auch die Texteditionen von Fuchs-Jolie/Millet/Peschel 2013 (*Otnit. Wolf Dietrich*) und Felber/Hammer/Millet 2016 (*Ereck*).

hundreds zu umfassenden Arbeiten genötigt (Paul 1874, Henrici 1891/93). Sie waren zudem geprägt durch die Frage der Echtheit der Lesarten. Ein Stemma hat nur Hermann Paul gewagt (ebd., S. 336), doch schon Henrici (ebd., S. XXIX) hat es abgelehnt und Wolff hat die Unmöglichkeit der Stemmabildung Jahrzehnte später wieder bekräftigt (Wolff 1966).¹³ Henricis Schlussfolgerung bleibt 130 Jahre später erstaunlich aktuell:

Meine eigenen versuche, das verhältnis der hss. zu einander und zum werke Hartmanns festzustellen, haben gleichfalls zu keinem befriedigenden ergebnis geführt. es ist kein stammbaum gefunden, welcher an der mehrzahl der entscheidenden fälle die probe aushält. das bild, welches sich aus der beobachtung der einzelnen stellen ergibt, wechselt fortwährend durch das ganze gedicht. (Henrici 1891/93, S. XXIX f.)

Die klassische theoretische Antwort auf einen solchen Überlieferungsbefund ist die Annahme vielfacher Kontamination. So vermutet Hermann Paul (Paul 1874) einen mehrfachen Vorlagenwechsel, der ein Jahrhundert später bei Lambertus Okken in die Annahme mündet, so gut wie alles sei kontaminiert (Okken 1970). Doch der Begriff der Kontamination scheint eine leichte Formel zu sein, die unter Rückgriff auf einen nicht belegbaren Prozess Unerklärliches erklärbar macht, aber nicht wissenschaftlich begründet. Selbstverständlich ist die gleichzeitige Präsenz zweier Vorlagen in einer Schreibstube eine Möglichkeit, die in Einzelfällen eingetreten sein kann; dass sie aber überall dort geschah, wo die Handschriften von einer Gruppierung zur anderen springen, ist ohne weitere Hinweise nicht haltbar.¹⁴

Jan-Dirk Müller hat in seiner Monographie über die Varianz in der Überlieferung des *Nibelungenliedes* (Müller 2023) auf eindrucksvolle Weise unsere Vorstellung davon verändert, wie die Abschrift von Handschriften in mittelalterlichen Schreibstuben abgelaufen sein dürfte. Müller zeigt an einer Fülle von Beispielen, dass es offenbar eine Formulierungslizenz gab und »die wortgetreu-genaue Wiedergabe gar nicht das Ziel« (S. 72) gewesen zu sein scheint. Es ist, was die englische Forschung als *rewording* bezeichnet. Bestimmte Parameter des Textes sind veränderbar und es gibt offensichtlich die Freiheit, sie abzuwandeln, sofern die Aussage erhalten bleibt (ebd., S. 163).

Müller unterscheidet drei Typen von Varianten: 1) solche, »die ihre Ursache in der Orthographie und Morphologie haben oder auf sprachgeschichtlich oder dialektale Differenzen zurückgehen« (S. 85); 2) Varianten, »die sich den Formulierungsroutinen und dem Gestaltungswillen des jeweiligen Schreibers verdanken; sie räumen ihm eng definierte Lizenzen der Textveränderung ein, die den Sinn des Textes nicht oder nur unwesentlich

¹³ Peter Ganz rekonstruiert auf der Basis von Lachmanns Anmerkungen die unterschiedlichen Stemmata, die sich aus ihnen ergeben würden (Ganz 1968, S. 19, 21, 23), die Lachmann zu veröffentlichen sich jedoch nie bemüht hat.

¹⁴ Etwas anderes ist die *sukzessive* Präsenz neuer Textzeugen, die mehrfach aufgezeigt wurde (z. B. Nellmann 2001, mit weiterführender Literatur): spätere Korrekturen oder Einfügungen jeglicher Art, Nachträge in Liederhandschriften oder von Schreibern freigelassene Zeilen zum späteren Nachtrag (der dann nicht immer erfolgt ist) zeugen davon, dass Texte immer wieder vervollständigt und eventuell sogar ausgebessert wurden.

tangieren« (ebd.); 3) Lesarten, »die z. T. aus der Ausbesserung von tatsächlichen oder vermeintlichen Fehlern der Vorlage oder dem Missverstehen des Gehörten bzw. Gelesenen hervorgehen, dann auch solche, die im Rahmen der Gesamtaussage produktiv mit dem überlieferten Text umgehen und insofern zwar als sekundär gelten müssen, aber gleichfalls nicht als ›Fehler‹ im Sinne der älteren Textkritik zu werten sind« (S. 86).

Alle drei Abweichtungstypen finden sich ebenso in der Textvarianz des *Iwein*, die dieses Buch auflistet. Jede einzelne Variantenzeile in der Tabelle ließe sich im Prinzip in eine der drei Müller'schen Kategorien einordnen. Die Art der Varianz scheint somit in beiden Texten recht ähnlich gewesen zu sein. Die Frage, ob das Ausmaß oder die Intensität der Varianz im *Iwein* und im *Nibelungenlied* eine vergleichbare Größe aufweist, bedürfte einer genaueren Untersuchung, für die wir allerdings bislang keine verlässlichen Parameter besitzen. Die Länge der Variantentabelle des *Iwein* und eine oberflächliche Gegenüberstellung mit den von Müller 2023 aufgelisteten Varianten in den Fragmenten des *Nibelungenliedes* sowie im Paralleldruck von Batts 1971 scheinen aber auf einen etwa vergleichbaren Umfang hinzuweisen.

Dass bedeutet jedoch, dass Müllers Begründung für die Varianz in der Überlieferung des *Nibelungenliedes* differenziert werden muss. Denn Müller bemüht dazu mehrfach die Existenz einer mündlichen Nibelungenüberlieferung:

Das durch die frühen Fragmente dokumentierte Nebeneinander von varianten Lesarten lässt keinen Raum für ein Diktat nur eines Textes durch den Autor. Eher ist anzunehmen, dass bei der Verbreitung des Nibelungenliedes viele Kopisten/Sänger ihre Beherrschung der ›nibelungischen‹ Sprache demonstrierten und ihre Fähigkeit, den ›richtigen‹ Text wiederzugeben und zu gestalten, beweisen mussten. (Müller 2023, S. 52)

Das soll hier nicht bestritten werden, doch wenn die Überlieferung des *Iwein*, der keine mündliche Tradition im Hintergrund hat, eine dem *Nibelungenlied* sehr ähnliche Art und Intensität von Varianz aufweist, dann kann das nur bedeuten, dass dieser Modus des ungenauen Abschreibens, des *rewording*, für die mittelalterliche volkssprachliche Schriftlichkeit poetischer Werke generell gilt und nicht ein Charakteristikum heldenepischer Texte mit mündlichem Traditionshintergrund darstellt. Somit entsteht diese Textvarianz nicht durch Interferenzen zwischen schriftbezogenen und nicht-schriftbezogenen Überlieferungspraktiken (Müller 2023, S. 56), sondern bildet ganz allgemein die Grundlage mittelalterlicher Schreibpraxis poetischer Texte. Diese ist selbstverständlich geprägt von einer Schreibkultur, die noch sehr stark auf mündliche Kommunikation und Gedächtnis gestützt ist, schließt also mündliche und schriftsprachliche Prozeduren ein: »mehr oder weniger genaues Schreiben nach dem Gehör, Schreiben nach einer mehr oder weniger genau beobachteten schriftlichen Vorlage, Schreiben nach der Erinnerung eines zuvor gehörten oder gelesenen Textes, mehr oder minder starke Anpassung des Textes an Regeln mündlicher oder schriftlicher Kommunikation« (Müller 2023, S. 57). Hinzu kommt aber auch lautes Selbstvorlesen der geschriebenen Worte, das Hören ihres Klangs und die eventuelle Umformulierung, damit sie nach der Niederschrift beim erneuten Vorlesen klarer oder kraftvoller sind. So, wie der Schreiber die Worte beim Lesen vokalisiert

und somit hört, so hat er beim Schreiben ebenfalls an ihren lautlichen Klang gedacht. Allein deswegen sind mündliche Kommunikationsformen von mittelalterlicher Schriftlichkeit nicht wegzudenken.

In der Debatte um die Formen der Varianz wurde bislang wenig beachtet, dass das Reimmuster weitaus stabiler ist als der Text selbst. Die Konkordanz der *Iwein*-Handschriften und der Fragmente weist bei einer Gesamtmasse von 120.000 überlieferten Versen nur 377 Fälle von Reimänderungen auf. Auch die stärker bearbeitenden, späten Handschriften *a*, *f* oder *l* haben jeweils nur zwei oder drei Dutzend Reimänderungen. Mehrfach zeigt sich (wie oben im Beispiel der V. 3738–3743 der Handschrift *f*, konkret in V. 3742), dass auch bei größeren Umarbeitungen die Reimworte zumindest teilweise erhalten bleiben. Offenbar war es hingegen weniger schwierig, in einem Vers den Reimklang beizubehalten, aber das Reimwort auszuwechseln, z. B. in V. 7914:

7914	B	Daz mich (<i>p</i> : +niemer) deheiner falfcheit
	AE	daz mih deheinner arbeit
	a	Daz man mich dokeyne flachtkeit

Davon haben wir 1120 Fälle gezählt. Auch für den Austausch der Reimworte innerhalb des Reimpaars gibt es insgesamt nur 131 Belege (also 262 betroffene Verse):

7525	B	Daz fwert daz den flac tr̥c
	alp	(<i>l</i> : +Und) Daz fwert daz den flag flüg
7526	B	Den ich hi̥tē vf ivch gefl̥vc
	ap	Den ich vff ūch trüg
	l	Den ich hewt auf euch getruæg

Veränderungen im Reim sind in den späteren Handschriften ein wenig häufiger, aber es gibt sie genauso in den Pergamenthandschriften und in den Fragmenten. Auch die beiden frühen Handschriften *A* und *B* weisen voneinander abweichende Reime auf. Alles in allem lässt sich feststellen, dass Varianz im Versinnern offenbar die Regel gewesen zu sein scheint, während Varianz im Reim eher selten vorkommt. Insgesamt betreffen die Veränderungen am Reim weniger als 1,5 % der Versmasse. Einiges deutet also darauf hin, dass die Sequenz der Reimwörter (selbstverständlich kombiniert mit einer semantischen Aussage) als eine der entscheidenden poetischen Leistungen des Dichters angesehen wurde. Solange sie erhalten blieb, ließ sich der Text im Übrigen scheinbar beliebig abwandeln und umformulieren. Es müsste untersucht werden, inwieweit der oben erwähnte Wechsel zwischen variantenreichen und variantenarmen Versen mit den Reimwörtern und ihrer syntaktischen Einbindbarkeit in Verbindung stehen könnte.

Die vorliegende Variantentabelle ist über einen längeren Zeitraum entstanden und vielfach korrigiert worden. Die Arbeit daran hat wiederum Korrekturen in der Konkordanz und sogar in den Transkriptionsdateien angestoßen, die dann wiederum in die Variantentabelle eingetragen werden mussten. Wir sind dabei äußerst umsichtig vorgegangen und glauben, dass die Tabelle nun abgeschlossen ist. Die Notwendigkeit kleinerer Korrekturen können und wollen wir nicht ausschließen, sie dürften aber keine weiteren Veränderungen in den Variantengruppen bedeuten. Dass diese Gruppierungen hier und dort auch anders erfolgt sein könnten, ist eine Realität, der wir uns beugen müssen. Wir sind zuversichtlich, dass die Tabelle dennoch für die Forschung zum *Iwein* von Nutzen sein wird. Mittelfristig soll im Rahmen von *Iwein – digital* auch eine XML-Fassung dieser Tabelle veröffentlicht werden, die dann heruntergeladen und ausgewertet werden kann.

Literatur

- BATTS, Michael S.: Das Nibelungenlied. Paralleldruck der Handschriften A, B und C nebst Lesarten der übrigen Handschriften, Tübingen 1971.
- BEIN, Thomas: Walthar von der Vogelweide. Leich, Lieder, Sangsprüche. 16., verbesserte und aktualisierte Auflage. Basierend auf der von Christoph Cormeau besorgten 14. Ausgabe Karl Lachmanns und der von Thomas Bein um Fassungseditionen, Erschließungshilfen und textkritische Kommentare erweiterten 15. Auflage, Berlin 2023.
- BENECKE, Georg Friedrich / LACHMANN, Karl (Hgg.): *Iwein*. Der riter mit dem lewen. Getihtet von dem hern Hartman dienstman ze Ouwe, Berlin 1827.
- BENECKE, Georg Friedrich / LACHMANN, Karl (Hgg.): *Iwein*. Eine Erzählung von Hartmann von Aue, 4. Ausgabe, Berlin 1877.
- BLEULER, Anna Kathrin / PRIMAVESI, Oliver (Hg.): Lachmanns Erbe. Editions-methoden in klassischer Philologie und germanistischer Mediävistik, Berlin 2022
- BÖHME, Oscar: Die Übereinstimmungen zwischen dem Wigaloistexte und den Lesarten der Handschriftengruppe Bb in Hartmanns *Iwein*. In: *Germania* 35 (1890), S. 257–286.
- BORDALEJO, Barbara: Well-Behaved Variants Seldom Make the Apparatus: Stemmata and Apparatus in Digital Research. In: *Digital Medievalist*, Special Cluster 2 (2021). doi: <https://doi.org/10.16995/dm.8065> (letzter Zugriff: 24.7.2024).
- BORDALEJO, Barbara / VÁZQUEZ, Adam Alberto: You're Collating Just Fine and Other Lies You've Been Telling Yourself. In: *Digital Medievalist*, Special Cluster 2 (2021). doi: <https://doi.org/10.16995/dm.8066> (letzter Zugriff: 24.7.2024).
- BRACKERT, Helmut: Beiträge zur Handschriftenkritik des Nibelungenliedes, Berlin 1963.
- BUMKE, Joachim: Die vier Fassungen der Nibelungenklage. Untersuchungen zur Überlieferungsgeschichte und Textkritik der höfischen Epik im 13. Jahrhundert, Berlin 1996.
- BUMKE, Joachim (Hg.): Die Nibelungenklage. Synoptische Ausgabe aller vier Fassungen, Berlin/Boston 1999.
- CERQUIGLINI, Bernard: Éloge de la variante. Histoire critique de la philologie, Paris 1989.
- DEL DUCA, Patrick: Hartmann von Aue, *Iwein*. Texte présenté, établi, traduit et annoté par P. d. D. Édition établie d'après le manuscrit 97 de Giessen (version B), Turnhout 2014.
- DEL DUCA, Patrick: Le Pauvre Henri. Récit allemand du xiie siècle de Hartmann von Aue, Grenoble 2018.

- DIGILIO, Maria Rita (Hg.): Hartmann von Aue, *Iwein*, nel manoscritto B.R. 226 della Biblioteca Nazionale Centrale di Firenze, Rom 2015.
- EDWARDS, Cyril (Hg.): Hartmann von Aue: *Iwein* or The Knight with the Lion, edited from Ms. B, and translated (German Romance 3), Rochester (NY) 2007.
- FELBER, Timo / HAMMER, Andreas / MILLET, Victor (Hg.): Hartmann von Aue: Ereck. Texte sämtlicher Handschriften – Übersetzung – Kommentar, 2. Auflage, Berlin 2022.
- FERNÁNDEZ RIVA, Gustavo / MILLET, Victor: La variación textual y su visualización en las ediciones digitales de textos medievales. In: *Humanidades Digitales. Miradas hacia la Edad Media*, hg. von Déborah GONZÁLEZ und Helena BERMÚDEZ SABEL, Berlin 2018, S. 49–61.
- FERNÁNDEZ RIVA, Gustavo / MILLET, Victor: ›Verschiedenheit‹ der Handschriften. Über Varianz im Versbestand in der Überlieferung des ›Armen Heinrichs‹ Hartmanns von Aue. Mit einer vollständigen Verskonkordanz. In: *Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur* 151 (2022), S. 291–321.
- FUCHS-JOLIE, Stephan / MILLET, Victor / PESCHEL, Dietmar (Hg.): *Otnit*. Wolf Dietrich, Stuttgart 2013.
- GÄRTNER, Kurt: Spaltenreime in der Überlieferung des Armen Heinrich Hartmanns von Aue. In: *Septuaginta quinque*. Festschrift für Heinz Mettke, hg. von Jens HAUSTEIN, Eckhard MEINKE, Norbert Richard WOLF, Heidelberg 2000, S. 103–110.
- GÄRTNER, Kurt: Hartmann von Aue im Ambraser Heldenbuch. In: *cristallin wort*. Hartmann-Studien 1, hg. von Waltraud FRITSCH-RÖSSLER, Wien u. a. 2007, S. 199–212.
- GÄRTNER, Kurt: Karl Lachmann als Grundleger textkritischer Verfahren: Die *Iwein*-Ausgabe. In: *Geschichte der altgermanistischen Edition*, hg. von Judith LANGE und Martin SCHUBERT, Berlin 2023, S. 37–51.
- GERHARDT, Christoph: ›*Iwein*‹-Schlüsse. In: *Literaturwissenschaftliches Jahrbuch* 13 (1972), S. 13–39.
- GLESSGEN, Dietrich / LEBSANFT, Franz (Hgg.): *Alte und neue Philologie* (Beihefte zu editio 8), Tübingen 1997.
- GRASER, Helmut: Vom Mittelhochdeutschen zum Frühneuhochdeutschen. Das Reimproblem in der Lindauer *Iwein*-Handschrift. In: *Forschungen zur deutschen Literatur des Spätmittelalters*. Festschrift für Johannes Janota, hg. von Horst BRUNNER und Werner WILLIAMS-KRAPP, Tübingen 2003, S. 265–298.
- GRASER, Helmut (Hg.): Hartmann von Aue: *Iwein*. Mhd. und fhnd. Parallelabdruck der Gießener Hs. B (13. Jh.) und der Lindauer Hs. u (16. Jh.), Regensburg 2019.
- GRIMM, Jacob / GRIMM, Wilhelm (Hg.): Der arme Heinrich von Hartmann von Aue. Aus der Straßburgischen und Vatikanschen Handschrift, Berlin 1815.
- HAUSMANN, Albrecht: Mittelalterliche Überlieferung als Interpretationsaufgabe. ›Laudines Kniefall‹ und das Problem des ›ganzen Textes‹. In: *Text und Kultur. Mittelalterliche Literatur 1150–1450*, hg. von Ursula PETERS, Stuttgart, Weimar 2001, S. 72–95.
- HEINZLE, Joachim: *Mittelhochdeutsche Dietrichepik*. Untersuchungen zur Tradierungsweise, Überlieferungskritik und Gattungsgeschichte später Heldendichtung, Zürich / München 1978.
- HENKEL, Nikolaus: Kurzfassungen höfischer Erzähltexte als editorische Herausforderung. In: *editio* 6 (1992), S. 1–11.
- HENKEL, Nikolaus: Kurzfassungen höfischer Erzähldichtung im 13./14. Jahrhundert. Überlegungen zum Verhältnis von Textgeschichte und literarischer Interessenbildung. In: *Literarische Interessenbildung im Mittelalter*. DFG-Symposium 1991, hg. von Joachim HEINZLE, Stuttgart, Weimar 1993, S. 39–59.
- HENRICI, Emil: Die *Iwein*handschriften I. In: *Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur* 29 (1885), S. 112–115.

- HENRICI, Emil (Hg.): Hartmann von Aue: Iwein, der Ritter mit dem Löwen, 1. Teil: Text, 2. Teil: Anmerkungen, Halle an der Saale 1891/93.
- HOFFMANN, Werner J.: Die ›Iwein‹-Hs. a (Mscr. Dresd. M.175) – ein Zeugnis jüdischer Rezeption der mhd. Artusepik? In: Mittelhochdeutsch. Beiträge zur Überlieferung, Sprache und Literatur. Festschrift für Kurt Gärtner zum 75. Geburtstag, hg. von Ralf PLATE und Martin SCHUBERT in Zusammenarbeit mit Michael EMBACH, Martin PRZYBILSKI und Michael TRAUTH, Berlin 2011, S. 66–82.
- KLEIN, Dorothea (Hg.): Überlieferungsgeschichte transdisziplinär: Neue Perspektiven auf ein germanistisches Forschungsparadigma (Wissensliteratur im Mittelalter 52), Wiesbaden 2016.
- KROHN, Rüdiger / SCHNYDER, Mireille (Hg.): Hartmann von Aue: Iwein. Mhd./Nhd., hg. von R. K., kommentiert von M. S. (RUB 19011), Stuttgart 2012.
- LIENERT, Elisabeth / BECK, Gertrud (Hg.): Dietrichs Flucht. Textgeschichtliche Ausgabe, Tübingen 2003.
- LUTZ-HENSEL, Magdalene: Prinzipien der ersten textkritischen Editionen mittelhochdeutscher Dichtung. Brüder Grimm – Benecke – Lachmann. Eine methodenkritische Analyse (Philologische Studien und Quellen 77), Berlin 1975.
- MERTENS, Volker (Hg.): Hartmann von Aue: Gregorius. Der arme Heinrich. Iwein, hg. und übersetzt von V. M., Frankfurt a. M. 2004.
- MILLET, Victor / GONZÁLEZ MIRANDA, Emilio / PÉREZ BEN, Lorena (Hg.): Hartmann von Aue: Iwein. Textgeschichtliche elektronische Ausgabe, Heidelberg 2019–2024. DOI: <https://doi.org/10.11588/edition.iwd> [24.7.2024].
- MÜLLER, Jan-Dirk: Varianz – die Nibelungenfragmente. Überlieferung und Poetik des Nibelungenliedes im Übergang von Mündlichkeit zu Schriftlichkeit, Berlin 2023.
- NELLMANN, Eberhard: Kontamination in der Epiküberlieferung. Mit Beispielen aus der Vorauer ›Kaiserchronik‹-Handschrift. In: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 130 (2001), S. 377–391.
- NICHOLS, Stephen (Hg.): The New Philology, *Speculum* 65,1 (1990).
- OKKEN, Lambertus: Ein Beitrag zur Entwirrung einer kontaminierten Manuskripttradition. Studien zur Überlieferung von Hartmanns von Aue Iwein, Utrecht, Diss. [masch.] 1970.
- PAUL, Hermann: Über das gegenseitige Verhältnis der Handschriften von Hartmanns Iwein. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 1 (1874), S. 288–401.
- RUH, Kurt: Votum für eine überlieferungsgeschichtliche Editionspraxis. In: Probleme der Edition mittel- und neulateinischer Texte, hg. von Ludwig HÖDL und Dieter WUTTKE, Bonn 1978, S. 35–40.
- SCHIEWER, Hans-Jochen: Acht oder Zwölf. Die Rolle der Meierstochter im Armen Heinrich Hartmanns von Aue. In: Literarische Leben. Rollenentwürfe in der Literatur des Hoch- und Spätmittelalters. Festschrift für Volker Mertens, hg. von Matthias MEYER u. Hans-Jochen SCHIEWER, Tübingen 2002, S. 649–667.
- SCHIEWER, Hans-Jochen: Fassung, Bearbeitung, Version und Edition. In: Deutsche Texte des Mittelalters zwischen Handschriftennähe und Rekonstruktion. Berliner Fachtagung 1.–3. April 2004, hg. von Martin J. SCHUBERT (Beihefte zu editio 23), Tübingen 2005, S. 35–50.
- SCHRÖDER, Edward: Der Ambraser Wolfdietrich. Grundlagen und Grundsätze der Textkritik. In: Nachrichten von d. Gesell. der Wiss. zu Göttingen 1931, Philol.-hist. Klasse, Berlin 1931, S. 210–240.
- SCHRÖDER, Werner: Laudines Kniefall und der Schluss von Hartmanns *Iwein* (Abhandlungen der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse der Akad. d. Wiss. und der Lit. in Mainz 1997,2), Stuttgart 1997[a].
- SCHRÖDER, Werner: Der arme Heinrich Hartmanns von Aue in der Hand von Mären-Schreibern, Stuttgart 1997[b].

- SCHUBERT, Martin: Gustav Roethe als Editor: Die Ausgabe Reinmars von Zweter und die Deutschen Texte des Mittelalters. In: Geschichte der altgermanistischen Edition, hg. von Judith LANGE und Martin SCHUBERT, Berlin 2023, S. 279–294.
- SCHWEIKLE, Günther (Hg.): Reinmar, Lieder. Nach der Weingartner Liederhandschrift (B), hg., übersetzt und kommentiert von G. S., Stuttgart 1986.
- STACKMANN, Karl: Mittelalterliche Texte als Aufgabe. In: Festschrift für Jost Trier zum 70. Geburtstag, hg. von William FOERSTE und Karl Heinz BORCK, Köln / Graz 1964, S. 240–267.
- STACKMANN, Karl: Neue Philologie? In: Modernes Mittelalter. Neue Bilder einer populären Epoche, hg. von Joachim HEINZLE, Frankfurt a. M. 1994, S. 398–427.
- STOLZ, Michael: New Philology and New Phylogeny. Aspects of a Critical Electronic Edition of Wolfram's Parzival. In: Literary and Linguistic Computing 18 (2003), S. 139–150.
- STROHSCHNEIDER, Peter: Höfische Romane in Kurzfassungen. Stichworte zu einem unbeachteten Aufgabenfeld. In: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 120 (1991), S. 419–439.
- TERVOOREN, Helmut und Horst WENZEL (Hgg.): Philologie als Textwissenschaft. Alte und neue Horizonte (ZfdPh-Sonderheft 116), Berlin 1997.
- THORNTON, Thomas: Die Schreibgewohnheiten Hans Rieds im Ambraser Heldenbuch. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 81 (1962), S. 52–82.
- WACHINGER, Burghart: Autorschaft und Überlieferung. In: Autorentypen, hg. von Walter HAUG und Burghart WACHINGER, Tübingen 1991, S. 1–28.
- WOLF, Jürgen: New Philology / Textkritik. a) Ältere deutsche Literatur. In: Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte, hg. von Claudia BENTHIEN und Hans Rudolf VELTEN, Reinbeck 2002, S. 175–195.
- WOLF, Jürgen: Hartmannlektüre einmal anders. Der ›Iwein‹ zwischen Roman und Gebetbuch? In: Hartmann von Aue 1230–1517. Kulturgeschichtliche Perspektiven der handschriftlichen Überlieferung, hg. von Margreth EGIDI, Markus GREULICH und Marie-Sophie MASSE, Stuttgart 2020, S. 59–76
- WOLFF, Ludwig: Die Iwein-Handschriften in ihrem Verhältnis zueinander. In: Festschrift Helmut de Boor zum 75. Geburtstag am 24. März 1966, hg. von den Direktoren des Germanischen Seminars der FU Berlin, Tübingen 1966, S. 111–135; wieder in: L. W.: Kleinere Schriften zur altdeutschen Philologie, hg. von Werner SCHRÖDER, Berlin 1967, S. 165–184 [zit.].
- WOLFF, Ludwig (Hg.): Iwein. Eine Erzählung von Hartmann von Aue, hg. von G. F. BENECKE und K. LACHMANN, 7. Ausg., neu bearbeitet, Band 1: Text, Band 2: Handschriftenübersicht, Anmerkungen und Lesarten, Berlin 1968.